

UMSCHAU

Religion in der Schweiz

Im Zusammenhang mit der 700-Jahrfeier der Schweiz 1991 wurde eine soziologische Untersuchung über die Religion der Eidgenossen in Auftrag gegeben. 1993 erschien der Bericht über diese Untersuchung unter dem Titel „Jede(r) ein Sonderfall?“ Damit wurde überdeutlich signalisiert: Man setzte auf die Individualisierungsthese. Religion ist danach heute eine Konstruktion aus den verschiedensten Versatzstücken traditioneller und derzeit gängiger Merkmale, die der einzelne im Lauf seines Lebens zusammenbastelt und im Bedarfsfall den anderen als eigene weltanschauliche Duftmarke präsentiert. Inzwischen haben die Forscher wohl eingesehen, daß diese Sicht zu einseitig war. In dem 2004 unter der Federführung des Lausanner Religionssoziologen Roland Campiche vorgelegten Forschungsbericht über eine Folgeuntersuchung¹ setzt man auf mehr Ausgewogenheit. Deswegen heißt es jetzt auch: „Die zwei Gesichter der Religion“. Die starke Verankerung der Religion in der Gesellschaft wird betont, ihre institutionelle Seite herausgearbeitet und gezeigt, wie sehr auch eine individuelle Religion von den gesellschaftlich vorgegebenen Ressourcen abhängig ist und daß der Umfang der in der persönlichen Weltanschauung verarbeiteten Elemente durch das in der jeweiligen Situation zugängliche Angebot begrenzt ist.

Diese korrigierte Sicht kommt auch in der favorisierten Theorie zum Ausdruck. Fünf derzeit prominente Ansätze werden getestet, unter anderem auch die gängige Säkularisierungstheorie und die derzeit international viel diskutierte Theorie der Deregulierung. Nach dieser Theorie, die sich an ökonomisches Gedankengut anlehnt, profitieren Religionsgemeinschaften von einem

freien Markt mit vielen Anbietern. Staatliche und politische Regulierung, bei der eine oder wenige Konfessionen bevorzugt werden, führt dagegen zu geringem Engagement der Mitgliedschaft. Hintergrund für diese Theorie sind die USA, wo dieser Ansatz aufkam.

Aber diese wie andere Theorien sind nach Ansicht der Autoren nicht geeignet, das religiöse Verhalten und die religiösen Einstellungen der Schweizer zu erklären. Hier soll am ehesten die Sozialisationstheorie greifen. Sie besagt, daß das Beispiel der Eltern starken Einfluß auf das religiöse Leben der Kinder ausübt. Das manifestiert sich im Kirchgang, dem in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Religionssoziologie immer weniger Beachtung geschenkt wurde. Kirchgänger (in der Elterngeneration) bringen Kirchgänger (in der Kindergeneration) hervor, und deren Einstellungen werden durch den Kirchgang bestärkt, denn durch diesen Akt sind sie in einer sozialen Gruppe verbunden, die sie in eine bestimmte Richtung drängt. Auch hier entscheidet die soziale Einbindung und nicht die individuell gefällte Entscheidung. Die Anwendung dieser Theorie bedeutet nach Ansicht der Autoren keineswegs ein Ruhepolster für die Verantwortlichen in den Religionsgemeinschaften. Sie führen aus: „Bedenkt man, daß die religiöse Sozialisierung der wichtigste Erklärungsfaktor für die institutionelle Religiosität ist, so wird man angesichts der sinkenden Sozialisierung den großen christlichen Kirchen keine guten Prognosen stellen können“ (74).

Die Ergebnisse lassen eine mäßige Tendenz hin zu einer Abwendung von den her-

kömmlichen religiösen Praktiken und Vorstellungen erkennen. Aber einiges läßt schon erstaunen: Da ist zunächst die mit zunehmendem Alter abnehmende Akzeptanz eines Weiterlebens nach dem Tod. Die Autoren erklären knapp: „Die junge Generation fühlt sich unsterblich und will es sein; mit dem Alter wächst der Sinn für das Relative und die Umstände“ (103).

Ein in mehrerlei Hinsicht interessantes Datum ist das Beten, das innerhalb der letzten zehn Jahre zugenommen haben soll. Doch die Zunahme bezieht sich lediglich auf das „Gebet für sich allein“ und in schwierigen Lebenssituationen. Über solches Beten berichteten 1989 52,9 Prozent der Befragten und 1999 61,6 Prozent. Das ist ein starkes Argument gegen die Feststellung einer generellen Säkularisierung. Auf der anderen Seite manifestiert sich in der Betonung des Betens für sich allein eine unerwartete Facette der Individualisierungsthese.

An dieser Stelle könnte man Vergleichsdaten einführen. In Deutschland scheint weniger gebetet zu werden. Das gilt nicht nur für den Osten, wo 1994 fast 70 Prozent der Befragten angaben, nie zu beten, sondern auch für den Westen. Die Schweizer Autoren führen wenig Vergleichsmaterial an, und wenn sie es heranziehen, dann vor allem aus Frankreich und Belgien. Das dürfte mit einem gewissen Hang für die frankophone Schweiz zusammenhängen, zumal der Forschungsbericht zuerst auf Französisch erschien.

An der Untersuchung waren katholische wie protestantische Autoren beteiligt. Eine Annahme, die anfangs eingeführt wird und dann allen Darlegungen zugrundegelegt wird, besagt, daß die Zugehörigkeit zu einer der beiden in der Schweiz dominierenden Konfessionen für religiöse Praxis und Einstellung kaum noch eine Rolle spielt, zumal die Konfessionen sich angenähert hätten. Die Autoren führen hier die wachsende Be-

deutung der Liturgie im Protestantismus und die Betonung des individuellen Gewissens bei den Katholiken an. Dieser Vorgabe entsprechend werden die meisten Resultate nicht mehr nach der Konfessionszugehörigkeit aufgesplittet. Das verwundert in einem Land, das im Lauf seiner Geschichte durch die Konfessionsunterschiede beinahe zerrissen worden wäre. Für die Theologen, die derzeit wieder an der Schärfung (oft nennen sie es Profilierung) der Unterschiede arbeiten, kann diese Voraussetzung sicher nicht generell gelten. Aber im Alltag der mehr oder minder Gläubigen können sie an Bedeutung verloren haben. Was hier der einen Seite als religiöse Befriedung erscheinen mag, kann für andere einen Indikator für Sorglosigkeit in Sachen der Religion darstellen.

Ein Letztes: Der Untertitel der Arbeit lautet „Faszination und Entzauberung“. Leider wird an keiner Stelle auf diesen Untertitel eingegangen, dessen erster Bestandteil an einen Klassiker der Religionswissenschaft erinnert. Rudolf Ottos berühmte Untersuchung „Das Heilige“ aus dem Jahr 1917 stellt als zentrale Phänomene der Religion das „fascinum“ dem „tremendum“ gegenüber, die sich im Zustand einer Spannung befinden. Das, was an einer Religion fasziniert, sie anziehend macht, scheint durchaus vorhanden zu sein. Das, was den „homo religiosus“ zum Erzittern brachte, spielt nicht nur nach Ansicht der Schweizer Autoren lediglich noch eine marginale Rolle. Ob die Entzauberung hier eine notwendige Lücke in der Spannung schließt, sei dahingestellt.

2005 erschien unter dem Titel „Ein neues Modell von Religion“ eine zweite Auswertung des empirischen Materials, das auch dem Buch von Campiche zugrundelag². Autoren sind Alfred Dubach, der Leiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts in St. Gallen, und die Theologin Bri-

gitte Fuchs. Dubach ist auch Mitverfasser der ersten Studie. Zwei Unterschiede zu diesen fallen sofort ins Auge: Der Konfessionszugehörigkeit wird etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und es wird vor allem viel deutschsprachige Literatur herangezogen. Das führte auch zu einem gravierenden Unterschied in der theoretischen Orientierung. Basis sind hier auf Niklas Luhmann zurückgehende Überlegungen, die derzeitige „Allzweckwaffe“ in der deutschsprachigen Soziologie. Religion ist demzufolge ein großes gesellschaftliches Teilsystem, vergleichbar Wirtschaft, Wissenschaft und Politik, und wie diese von den anderen Teilsystemen weitgehend unabhängig. Dubach sieht auch die Diversifizierung innerhalb des Systems „Religion“, die Optionen seitens des Individuums erfordert. Diese Optionen hat Dubach in einer fünfteiligen Typologie geordnet und kondensiert, deren Pole die exklusiven Christen und die Areligiösen bilden. Die Wahl innerhalb des Optionsfeldes vollzieht sich, wie bei Luhmann, vor allem über die Kommunikation mit anderen. Damit ist die soziale Dimension auf der Mikroebene gewonnen.

Ein zentrales Spezifikum des Buchs ist der auf die pastorale Praxis ausgerichtete zweite Teil, der von Brigitte Fuchs verfaßt wurde. Hier wird eine große Anzahl der gegenwärtigen (gesamt-)gesellschaftlichen Trends auf kirchliches Handeln bezogen – von Globalisierung und Alterung über die Frauenfrage und die Orientierung auf Lebensqualität bis zur Neuen Askese und „Cocooning“, dem Einspinnen in das eigene Heim.

Alles in allem: Wir haben mit den besprochenen Schriften den seltenen Fall der zweifachen Aufbereitung desselben Materials vorliegen. Wenn man „Perspektive“ auch mit „Durchblick“ wiedergeben kann, so ist das in beiden Schriften gelungen. Wenn dem so ist, läßt das die Einseitigkeit vieler Analysen, die auf empirischen Daten beruhen, erahnen.

Gerhard Schmied

¹ Campiche, Roland J.: Die zwei Gesichter der Religion. Faszination und Entzauberung. Unter Mitarbeit v. Raphael Broquet, Alfred Dubach u. Jörg Stolz. Zürich: Theologischer Verlag 2004. 395 S. Br. 30,-.

² Dubach, Alfred – Fuchs, Brigitte: Ein neues Modell von Religion. Zweite Schweizer Sonderfallstudie – Herausforderung für die Kirchen. Zürich: Theologischer Verlag 2005. 253 S. Br. 18,50.

Was Psychologen dürfen und sollen

|| Berufsethische Reflexionen

Die meisten Psychologen und Psychologinnen sowie Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten wählen ihren Beruf, weil sie Menschen helfen wollen. Willentlich oder vorsätzlich würde wohl kaum ein Psychologe seinen Klienten Schaden zufügen. Aber leider sind auch in Psychologie und Psychotherapie Fehler oder Vergehen trotz guter Vorsätze nie völlig auszuschließen. Dazu sind die persönlichen Begegnungen zwischen

Psychologin/Psychotherapeut und ihren Klienten zu vielschichtig, zu subjektiv und zu kontextabhängig. Das kommt in den zahllosen Dilemmata zum Ausdruck, die der psychologische bzw. psychotherapeutische Alltag mit sich bringt: Wie soll ein Psychologe reagieren, wenn eine Frau ihm während einer Beratung mitteilt, daß sie mit ihrem Leben abgeschlossen und alles für einen Selbstmord vorbereitet hat? Wie darf und muß sich